

Kretze, Wiebach und Himmelswiese

Inhaltsverzeichnis:

	Seite
Atomkraftwerke und dröhnende Motorräder	2
– Und noch eine Autobahnausfahrt	
<i>„Ein Seifgen, so langs unserer Gemeind“</i>	4
– Zwischen Radevormwald und Hückeswagen	
Das rote Gold im Wiebachtal	7
– Kupfer ist das Gold des kleinen Mannes	
Die Mondsteine in der Wupper	9
– Ein Riese wird wütend	
Das etwas andere Wiebachtal	10
– Sonnenbaden an der Wupper	

Atomkraftwerke und dröhnende Motorräder

Eigentlich gehören Ober- und Niederkretze nicht in die Geschichte der Wupperindustrie. Da aber die beiden Bauernhöfe genau wie viele andere Orte in der Talsperre versunken sind, kann man ja einmal eine Ausnahme zulassen. In Oberkretze wohnte die Familie Karrenstein, die den Hof und die Wiesen rings herum landwirtschaftlich nutzte. Hier und da ein paar Kühe, dort ein Traktor, wie heißt es auf neudeutsch, in dieser Gegend war und ist „tote Hose“. Zusammen mit dem Bauernhof Niederkretze gab es hier mal eine Ortschaft namens „Kritz“, in der vor über 300 Jahren ein Henrichen Dietrichs mit einer Steuer von 4 *Rthlx.* und 40 Albus veranlagt wurde.¹ Aber das ist erstens lange her und zweitens ist Industrie sowieso spannender.



Abb. 1: Friedlich fließt die Wupper unterhalb von Oberkretze (Foto um 1930).



Abb. 2: Der Hof des Bauern Wilke in Niederkretze ist im Oktober 1963 abgebrochen worden.

Niemand ahnt, wenn er durch das Wasservogelparadies an der Wurzel der Wuppertalsperre spazieren geht, daß vor 40 Jahren bei Kretze an der Wupper ein Atomkraftwerk entstehen sollte.² Die Planungen befanden sich in einem schon weit fortgeschrittenen Stadium. Der Standort zwischen den Städten Remscheid, Radevormwald und Hückeswagen war bereits vermessen und genau untersucht.

Nach dieser Untersuchung kam das Ergebnis. Daraufhin teilte 1971 das RWE der Stadt Hückeswagen mit, daß die Wupper nicht genug Kühlwasser bereitstellen könnte und es deshalb mit dem Atomkraftwerk nichts wird. Wie viele Leute damals Luftsprünge machten, ist heute nicht mehr nach zu vollziehen. Jedoch lassen allgemeine Berichte aus dieser Zeit eine hohe Zahl derer vermuten, die Atomkraftwerke am liebsten nur im Fernsehen sahen. Demonstrationen wie in Hamm-Uentrop, Wackersdorf, Brokdorf oder wie diese Orte mit ihrem Polizeiaufgebot und Wasserwerfern alle heißen, sind uns zum Glück erspart geblieben. Darüber, ob Atomenergie richtig oder falsch ist, sollen sich andere Leute die Köpfe einschlagen. Diese Frage ist hier kein Thema.



Abb. 3: Motocross in Niederkretze

in diesem Wupperabschnitt ab und zu störte, ist der Lärm von Motorrädern gewesen. Zwischen 1960 und 1967 trugen die Motorsportfreunde aus Kräwinklerbrücke ihre vereinsinternen Rennen hier in Niederkretze aus³. Später, als auch Nichtmitglieder fahren durften, fanden die Veranstaltungen in Dürhagen statt. Es ging zwar laut zu, aber viele Leute hatten Spaß an diesen Vorstellungen. Heute tagen die Wettkämpfe des MSF Kräwinklerbrücke in Radevormwald Hahnerberg.



Abb. 4: Im Juni 1982 sagten zwischen Hammerstein und Kretze abends die Hasen „Gute Nacht, Herr Fuchs“

Auch in dem Tal weiter wupperabwärts blieb es idyllisch. Kühe fraßen das saftige Gras der Wiesen, um es in Milch aus dem Bergischen Land zu verwandeln. Vögel sangen ihr fröhliches Lied, Vor 100 Jahren trieben sich noch Hirsche hier unten im Tal herum und vor 50 Jahren gaben sich Hase und Fuchs ein „Stelldichein“. Jeder Landschaftsmaler hätte Spaß an der jungfräulichen Natur gehabt.

Jedoch sollte hier ebenfalls ein Projekt entstehen, das vor fast 100 Jahren genauso heikel, wie in der jetzigen Zeit ein Atomkraftwerk gewesen wäre.

Die Rede ist von der Hammersteintalsperre, die damals schon dieses Tal überfluten sollte. Heute würde die Sperre als Industriedenkmal durchgehen, aber der erste Weltkrieg machte einen Strich durch die Rechnung ihrer Befürworter.

Albert Schmidt (1841 – 1932) plante noch weitere Wasserbauwerke in dieser Gegend. Mehr über die Talsperre und die anderen unvollendeten Projekte des Lennepers Baumeisters sind im Kapitel über Hammerstein nachzulesen. Noch 1930 entwarf der hochbetagte Baumeister eine Talsperre an der Wiebachmündung, die allerdings ebenfalls nicht kam.

Noch eine hochtrabende Idee hatten die Leute in der Entwicklungsabteilung für den Autobahnbau in den 1970er Jahren. Die Autobahn 208 (später A 54) sollte von der Niederländischen Grenze über Solingen, Remscheid, Radevormwald, Halver, Lüdenscheid nach Werdohl führen. Nahe des Wiebachtals wäre dann eine Ausfahrt für Radevormwald entstanden.⁴

Den ersten Hinweis auf eine wirklich gewerbliche Nutzung der Wupper gab ein Wehr vor der Flußbiegung um den Hammersteiner Bergrücken. Von diesem Wehr führte ein Tunnel durch den Berg zur Filzfabrik in Hammersteinsoege. Die Geschichte des Wehres, des Tunnels oder vor allem der Filzfabrik finden wir ebenfalls im Kapitel über Hammerstein.

„Ein Seifgen, so langs unserer Gemeind“

An der äußersten östlichen Spitze des Wupperbogens um Hammerstein floß ein kleiner Bach in die Wupper. Der Wiebach entspringt am Radevormwalder Berghang fast an der Bundesstraße 229 und nahm kurz vor seiner Mündung den Hulverscheidbach auf. Ein großer Sammelteich zeugte von gewerblicher Nutzung des Baches, die bereits vor dem dreißigjährigen Krieg begann. Schon 1596⁵ - andere Quellen sprechen von 1607 - durfte Niklas Hombrecher an diesem Platz eine Walkmühle gegen eine jährliche Gebühr von 1 Goldgulden errichten. „Auf dem Bächelchen oder Seifgen, so langs unser Gemeind herabfleußt“ kann nur Wiebach bedeuten. So lautet die Interpretation des Mitbegründers des Bergischen Geschichtsvereines - Dr. Woldemar Harleß⁶. Er fand diese Mitteilung in einem uralten Schriftstück.

Ob diese Walkmühle den darauffolgenden dreißigjährigen Krieg überdauerte, weiß niemand. Was Johann Omminghaus über 100 Jahre später - 1715 - dort vorfand oder was er alles neu bauen mußte, ist auch nicht mehr zu erfahren. Vielleicht brauchte er nur in Hombrechers leerstehendem Mühlengebäude die Spinnweben von den Walken fegen, das Wasser einlassen und los ging es mit der Weiterbehandlung von Wolltüchern. Zum Glück verdiente Vater Staat nicht mehr ganz so viel daran, für das neue Gewerbe mußte Omminghaus jährlich nur noch einen halben Goldgulden abführen (Recognition)⁷

Ein ganzer anderer Industriezweig nahm über dreißig Jahre später die Wasserkraft des Wiebachs in Anspruch. Johannes Flender, ein schwerreicher Hammerherr (Reidemeister) aus der Kräwinklerbrücker Flender-Dynastie kam 1748 in die Wiebach und schaute sich die alte Walkmühle mit Sammelteich, Dämmen und anderen Wasserbauten an. Mit der Mühle konnte er nichts anfangen, aber der Rest sah ganz gut als Grundstock aus. Flender reichte am 10. Januar 1748 den Genehmigungsantrag zur Umwidmung der Mühle in einen Reckhammer und zum Neubau eines zweiten beim Kellnerei-Amt ein.⁸



Abb. 5: An einen Reckhammer erinnert die alte Wiebachmühle nicht mehr.

Nach kurzer Zeit, nämlich noch vor dem Ende des Monats schickte ein Sekretär des Kurfürsten Carl Theodor namens A. von Douven die Genehmigung an Sebastian Mühlheim zurück. Mühlheim war Richter und Kellner des Amtes Hückeswagen/Bornefeld. Er war quasi Flenders „Ansprechpartner im Bürgerbüro“, wie man es heute nennen könnte.

Die Recognition blieb die gleiche wie bei der Walkmühle. Jedoch galt es, eine andere Auflage zu berücksichtigen. Flender mußte seine Hammerknechte und Schmiedemeister anweisen, das Eisen nur mit Steinkohlen zu erhitzen. Der Bergische Wald bot damals ein trostloses Bild. Jahrzehntlang brannten Köhler aus den Eichen und Buchen Holzkohle für die Schwerindustrie. Irgendwann war Schluß, an Stelle der Bäume wuchs nur noch

Krüppelholz, welches auch nicht mehr hoch kam. Dem Staat blieb diese Misere ebenfalls nicht verborgen und deshalb bekam das eisenschaffende und -verarbeitende Gewerbe die Genehmigung nur mit der Auflage, Steinkohle zu verwenden.

In der Konzession ist von „zwey Eysenreckhämeren“ die Rede. Der Hückeswagener Heimatforscher Arno Paffrath beschreibt einen oberen Wiebacher Hammer und einen unteren. Aus dem oberen Hammer ist später die vielfach bekannte Wiebachmühle geworden, der untere Hammer benutzte das Wasser des Hulverscheider und des Wiebaches zusammen. Er lag direkt an der Mündung in die Wupper

Der Wiebach, sowie auch der Hulverscheider Bach gehörten sowieso nicht zu den großen Gewässern im Bergischen Land. Solche energieschluckenden Apparate, wie Wasserhämmer konnten nur genutzt werden, wenn der Teich als Speicherbecken voll war. Hatten die Leute den Teich leergeschmiedet, läutete die Feierabendglocke und das Personal durfte nach Hause gehen.

1804 vermeldete der „Verwalter des Niedergangs der bergischen Eisenhämmer“ - August Alexander Eversmann, das Friedrich Forstmann zu Burg und Peter Brand vom Hütz aus Remscheid im Wiebacher Hammer als Pächter mit „zwei Feuern“ Stahlstäbe reckten.⁹ Danach gehörte das Wohnhaus im Wiebachtal neben dem oberen Hammer Friedrich Forstmann, der die Immobilien allerdings noch vor 1831 an seinen Sohn oder Bruder Jakob überschrieb.¹⁰ Der andere Hammer befand sich um diese Zeit im Besitz der Flenders¹¹.

1854 wandte sich der neue Besitzer - Ludwig Freymann - wieder den Textilien zu. Er betrieb eine Wollspinnerei und walkte Strickjacken. Es ist nicht bekannt, ob aus der Wolle Strickjacken entstanden und diese zum walken ins Wiebachtal zurückkamen. Groß kann diese Fabrik wegen der geringen Wasserkraft garantiert nicht gewesen sein, es sei denn, dort unten stand eine Dampfmaschine. Wegen fehlender Dampfakten im Radevormwalder Stadtarchiv ist ein genauer Nachweis darüber leider nicht möglich. Am 1. Dezember 1884 beschwerten sich die Gebrüder Freymann bei den Behörden über einen eingefallenen Steeg auf dem Kaffeekannenbach. Ob diese Trikotagenfabrik mit dem Betrieb am Wiebach identisch war?¹²



Abb. 7: Ein anderer Blick auf die Wiebachmühle.

Für die Zeit nach 1875 kommt uns eine Quelle anderer Art zur Hilfe. Die Königliche Eisenbahndirektion benötigte für die Strecke durch das Tal der Wupper Daten. Diese Daten stehen in einer Liste¹³, worin von einer Firma Fink & Hager aus Hückeswagen die Rede ist. Diese Firma besaß demnach eine Spinnerei und Tuchfabrik in der Wiebach und beschäftigte 40 Personen. Eine Dampfmaschine und zwei Wasserräder gaben eine Leistung von 40 PS ab. Die Eisenbahndirektion witterte Frachtaufkommen in Form von

Warenverkehr und Kohlentransporten. Leider wurden aus den Wünschen der Eisenbahner nichts, denn die Spinnerei brannte kurz darauf (um 1879) nieder. Ihre Ruinen wurden später abgerissen. Wo stand die Fabrik? Wahrscheinlich direkt neben der Wiebachmündung, da wo Johannes Flender 130 Jahre früher Eisenstangen ausreckte.

Industrielles tat sich so gut wie gar nichts mehr. Verschiedene Eigentümer wechselten sich ab. Von 1926 bis 1939 bot Ferdinand Diekmann aus Elberfeld für seine Elberfelder Privatschüler die „Wiebachmühle“ als Schullandheim an¹⁴. Der Aufenthalt bedeutete für die Schüler das gleiche wie ein Urlaub im Schwarzwald, so idyllisch lag das Heim in den Wupperbergen. Sehr Hartnäckig hielt sich in der Bevölkerung die Bezeichnung „Mühle“, jedoch verließ niemals auch nur ein Pfund Mehl das Wiebachtal. Bei den noch vor 1960 abgebrochenen Gebäuden muß es sich um den oberen Hammer gehandelt haben, darunter kam nur noch die Mündung in die Wupper, wo vermutlich direkt der untere Hammer gelegen hatte.

Das rote Gold im Wiebachtal

Eine andere gewerbliche Anlage am Wiebach lag unter Erde. Gemeint ist die Carolinen- oder Carolinagrube. Nach der Legende sollen hier sogenannte „Zwerge“ bereits vor Urzeiten Kupfererz geschürft haben. Aber Spaß beiseite, wann unsere Vorfahren zum ersten Mal versuchten, im Norden des Hückeswagener Gemeindegebietes nach Kupfererz zu graben, weiß keiner. Nach mageren Angaben soll das erst seit dem Anfang des vorletzten Jahrhunderts gewesen sein.¹⁵

Die Gegend östlich der Wuppertalsperre (Hummeltenberger Mühle, Mitberg, Oberhombrechen und Wiebach bis zur heutigen B 483) lag im Visier der „Kupfergräber“. Erzlager wie Conrad, Quaste und Carolina waren schon bergrechtlich wirksam, weitere Untersuchungen favorisierten allerdings nur das Feld Carolina. Es fanden sich sogar Interessenten. Dieser „Gewerkschaft“ gehörten außer Carl Wilhelm Schingen noch 20 weitere Personen an. Schingen kennen wir ja schon vom Projekt „Hummeltenberger Mühle“, wo er gewaltig auf die Nase fiel.

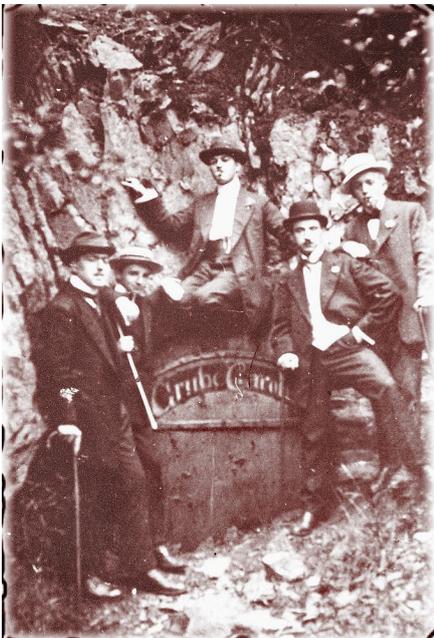


Abb 8. links : Ob sich vor dem Grubeneingang die Bergleute präsentierten ? Wie „Zwerge“ sehen die Herren jedoch nicht aus.



Abb. 9 rechts: Das sogenannte untere „Gesenk“. Dieser überflutete senkrechte Schacht war der geräumigste Teil der Carolinagrube

Am 28.5.1858 verlieh Minister August von der Heydt der Gruppe das Bergeigentum zur Gewinnung von Kupfererzen. Eine offizielle Befahrung der dortigen Kupfermine bestätigte kurz darauf den vorgegangenen Betrieb der Anlage und zeigte, daß schon frühere Aufschlüsse gute Ergebnisse versprochen.

Das Befahrungsprotokoll liest sich für den Nichtmineralogen etwas schwierig: „... die mit Letten (gefärbter Ton, der nicht plastisch ist) ausgefüllte Gebirgskluft führt zwar keine Erze, dagegen sind die unmittelbar darüber und darunter liegenden Tonschiefer häufig mit Kupferkies durchsprengt, und zwar in der Weise, daß sich überall da, wo sich feine Quarzschnüre im Verlaufe der Schichten bilden, auch reine Kupfer- und Schwefelkiespartien, dem Streichen der Schichten folgend, mit abzeichnen.“

Tolles Protokoll, es kommt aber noch besser: „... Wenn Querklüfte eine solche Lagerstätte anschneiden, bilden sich Erzkörper von 10 bis 60 cm Mächtigkeit und einer Länge von einem Meter. Diese auskneifenden und wieder ansetzenden Erzmittel scheinen vorzugsweise in größerer Tiefe vorzukommen.“

Jetzt wissen alle Bescheid, oder? Kurz gesagt, es lohnte sich angeblich, Kupfererz in der Carolinagrube abzubauen. Teilweise grub man Stollen bis zu 60 m in den Berg. Doch alle Erwartungen setzten die Bergleute unter der Leitung des Steigers Carl Wilhelm Bever auf die tieferen Erdschichten. Ein sogenanntes Gesenk führte 22 m steil nach unten und

von dort führen die Bergleute eine Strecke 7 Lachter in östlicher Richtung auf. (Stollen 14 m tief graben)

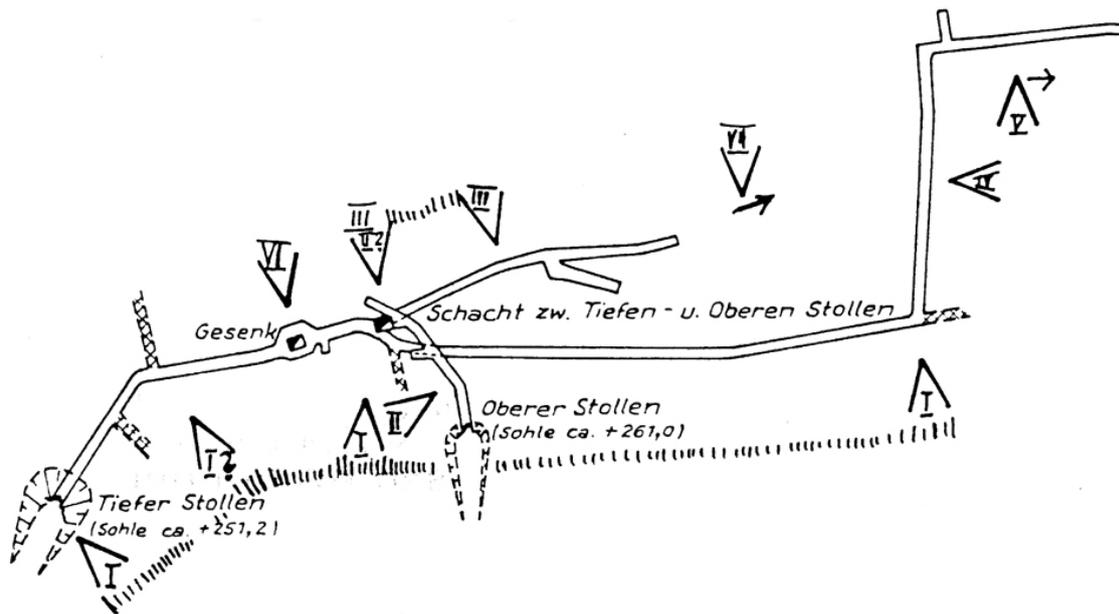


Abb. 10: Die Carolinagrube nach einer Darstellung des Oberbergamtes vom Mai 1974.

Wie schon erwähnt, fanden sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts tatsächlich einige Personen, die Kuxe (Anteile an Bergwerken) der Kupfergrube kauften. Das Wichtigste, nämlich die Kupferförderung klappte dann doch nicht richtig und so zerstreuten sich die Gewerken (Anteilseigner) in alle Richtungen Deutschlands. Ende 1890 wußte keiner mehr, wer nun die Kuxe der Grube letztendlich besaß. Das Problem an der Geschichte ist, es gibt keine Liste, wie viel Tonnen oder (nur Kilogramm) Kupfererz die Carolinagrube wirklich hergab. So läßt sich eine Rentabilität heute nur sehr schwer nachvollziehen.

Der Hückeswagener Bürgermeister Hugo Hagenkötter bekam 1892 den Posten des Repräsentanten der Carolinagrube und galt als einer der eifrigsten Befürworter des heimischen Bergbaues. Nach 2 ½ Jahren Dienstzeit mußte er feststellen, daß eine beschlußfähige Gewerkenversammlung nicht zustande kam und quittierte resigniert seinen Dienst.

So einfach gab der Bürgermeister sein „Lieblingskind“ Carolinagrube doch noch nicht auf. 1899 schlug er vor, mit einer Seilbahn die Mine an die Bahnstrecke Kräwinklerbrücke-Radevormwald. Andere Interessenten, wie der Barmer Kaufmann Ernst Freymann planten 1903 den Stromanschluß ans Elektrizitätswerk in Kräwinklerbrücke und den Umbau des Felbecker Hammers in eine Kupferschmelze. Es haperte wie üblich am Geld. Wegen mangelnder Rentabilität wollte niemand mehr in das Bergwerk investieren. Spätestens Anfang der zwanziger Jahre war der „Kupferrausch“ im Wiebachtal vorbei.

Was geschah danach? Die Stolleneingänge im Berg weckten natürlich immer wieder die Neugier von Spaziergängern und Kindern. Der untere Eingang wurde nach einem tödlichen Unfall in den dreißiger Jahren zugemauert. Der obere ist fast verschüttet. Die letzte Begehung führte eine Hückeswagener Mineraliengruppe im Mai 1974 durch. Gleichzeitig vermaßen Mitarbeiter des Landesoberbergamtes die Grube noch vor ihrer Überflutung durch die Wuppertalsperre.



Abb. 11: Am 4. April 1988 hinderten dicke Gitterstäbe vor dem tiefen Stollen neugierige Taucher am Betreten der überfluteten Grube.

Sogar 1988 konnte man noch knapp über dem Wasserspiegel der Wiebachvorsperre einen unteren Eingang der Grube sehen. Dicke Stäbe aus Baustahl sorgten dafür, daß keiner hineingelangte und sich den Hals bricht. Heute ist alles zugewachsen.

Die Mondsteine in der Wupper

Etwas weiter abwärts floß die Wupper um mehrere große Felsen herum. Wie kamen sie dorthin? Stammten sie aus der Eiszeit oder gibt es vielleicht eine andere Erklärung für die Existenz dieser Findlinge. Unsere Vorfahren wußten da schon besser Bescheid, sie erfanden die Sage von den Mond- oder Teufelssteinen.

„Vor langen Jahren hauste auf dem Bielstein über der alten Mühle an der Dörpe ein Riese. Zur gleichen Zeit war die Carolinengrube im Wiebachtal von Zwergen bewohnt, die dort Kupfer schürften. Nach gethauer Arbeit neckten und verspotteten sie den Riesen. Schließlich ward der Riese von dem Gemecker und Geläster der Zwerge so in Wut geraten, daß er zwei große Felsen nach der Kupfermine warf. Diese trafen zwar nicht bis ins Wiebachtal, landeten aber davor in der Wupper. Den Zwergen flößten die Felsen aber einen so großen Schreck ein, daß sie den Riesen fortan in Ruhe ließen.“

Nach einer anderen Erzählung hinterließ der Teufel seine Fußstapfen auf den Steinen. Auch wird gemunkelt, daß die beiden Felsen sich in der Sylvesternacht um die eigene Achse drehen. Ob der Name Mondsteine daher kommt, daß sich das Mondlicht in ihnen widerschien?

Heute liegt der kleinere der beiden Findlinge im Froweinpark in Radevormwald und der große ist in der Wuppertalsperre versunken.

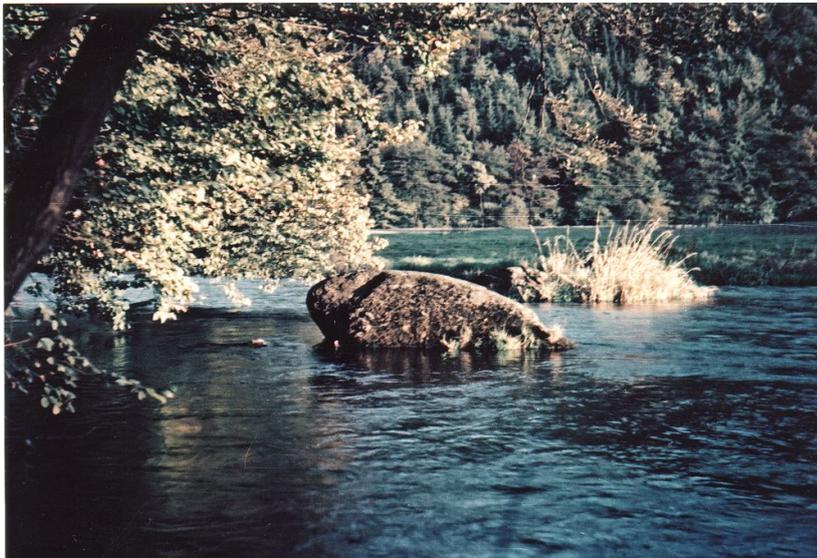


Abb. 12: Längst versunken, die Mondsteine in der Wupper.

Das etwas andere Wiebachtal

„Wiebachtal“, so nannten die meisten Menschen auch das Tal der Wupper zwischen der Wiebachmündung und Hammersteinsoege. Hier lag die wohl bekannteste aller Himmelswiesen. An warmen Sommertagen sah man vor lauter Badegästen und Zelten keine Wiese und kein Wasser mehr. In den rettungslos überfüllten Schienenbussen der Wuppertalbahn gab es kaum noch Stehplätze, geschweige denn freie Sitzgelegenheiten und der nahe gelegene Haltepunkt Heide verwandelte sich in einen Großstadtbahnhof.



Abb. 13: Das SGV – Heim im Wiebachtal an der Himmelswiese.

Ein Anlaufpunkt im Wiebachtal war das Heim des Sauerländischen Gebirgsvereines.

Wann das SGV-Heim erbaut worden ist, läßt sich leider nicht mehr feststellen. Alte Landkarten geben jedoch den Aufschluß, daß es vor 1925 noch nicht da war. Als Bauherren kommen die Naturfreunde Radevormwald in Betracht, die das Haus nicht nur für sich benutzten, sondern schon immer anderen Wandern die Türen öffneten.

1933 zerstörten SA-Schergen die gesamte Inneneinrichtung des Hauses, was sich vielleicht gerade noch verschmerzen ließ. In der Nazidiktatur galten die Naturfreunde als viel zu „rot“, und so setzte die nationalsozialistische Regierung mal eben einen ihr wohlgesonnenen Wanderverein als Eigner des Hauses ein. Die Naturfreunde kamen jedoch auf die endlose Liste der verbotenen Vereine und Organisationen im dritten Reich.¹⁶

Leider mußten nach 1945 Rückgabeansprüche vor Gericht durchgesetzt werden. Offenbar zogen aber die wieder von der Verbotsliste gestrichenen Naturfreunde den Prozeß aus Geldmangel nicht durch. Nach dieser Zeit stand das Naturfreunde-Haus im Wiebachtal unter der Schirmherrschaft der Wuppertaler Abteilung des Sauerländischen Gebirgsvereines.

Eine topografische Landkarte wies das Heim damals als Jugendherberge aus, was nicht nur Vereinen, sondern auch privaten Wandern zu Gute kam. Die Badegäste konnten hier mit eisgekühltem Tee ihren Durst löschen und so manches Bockwurstchen oder Frikadelle wechselte den Besitzer.

Ein schwarzer Tag, der 4. Juli 1969¹⁷. Mitten im Sommer rückten die Bagger des Wupperverbandes an und machten den Kernpunkt aller Freizeitaktivitäten der Himmelswiese dem Erdboden gleich. Eigentlich wäre niemanden ein Zacken aus der

Krone gebrochen, wenn die Bagger sich mit dem Abbruch bis zum Ende der Saison Zeit gelassen hätten.



Abb. 14/15: Auf der Himmelswiese tummelten sich im Sommer viele Badegäste.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Hella Krumm
Abb. 2: Wupperverband Abbruchliste
Abb. 3, 8, 9, 15: Dieter Dörner
Abb. 10: Lothar Bubke
Abb. 4, 11: Peter Dominick
Abb. 5, 6: Stadtarchiv Radevormwald
Abb. 12, 13: Hans Bornewasser
Abb. 14: Ralph Preuß

Textquellen und Anmerkungen

- ¹ „Beiträge zur Kenntnis der Vergangenheit des Bergischen Landes“, Dr. Woldemar Harleß, 1890, Seite 182
² Bergische Morgenpost vom 4. September 1984
³ Diverse Zeitungsausschnitte und andere Mitteilungen im Besitz des MSF Kräwinklerbrücke
⁴ Wikipedia: bestehende und geplante Bundesautobahnen
⁵ Julius Lausberg, die Wasserkräfte an der Wupper und ihren Nebenbächen, 1942
⁶ Harleß, Seite 83, 84
⁷ Lausberg, Wasserkräfte
⁸ Nach einer Kellnereirechnung des Amtes Hückeswagen/Bornefeld von 1750 und 1751
⁹ „Die Wasserwerke zwischen Lahn und Lippe“ von August Alexander Eversmann, 1804
¹⁰ Arno Paffrath in „900 Jahre Hückeswagen“, Seite 192
¹¹ „Die Eisenwerke zwischen Lahn und Lippe“ von August Alexander Eversmann 1804
¹² HStAD LAmt Lennep 170
¹³ Statistik der projektierten Wuppertalbahn ca. 1875 - 1883. Im Lausberg Nachlaß bei Marianne Felde
¹⁴ Bildband Nr. 1 „Radevormwald in alten Ansichten“
¹⁵ Die Geschichte über die Carolina-Grube stützt sich hauptsächlich auf den Bericht von Willi Wörsdorfer in „Bergischer Heimatkalender“ 1971, Seite 110 FF und auf einen Aufsatz von Lothar Bubke in „Leiw Heukeshoven“ (ca. 1975)
¹⁶ Bildband Nr. 2 „Radevormwald in alten Ansichten“, Bildnr. 74
¹⁷ Abbruchliste des Wupperverbandes mit Bildern der Häuser im Talsperrengebiet